

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 32/1 (2005)

DOI: 10.11588/fr.2005.1.61679

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Illustrationen der Werke Giovanni Boccachios hervorbrachte. Singulär ist dagegen der böhmische Künstler der *Grandes Chroniques de France* (BNF Paris, ms. fr. 2608, um 1400, cat. 168). Maßgeblichen Anteil an dieser Europäisierung der Kunst hatten die von großen Höfen stammenden Frauen der Fürsten: Margarethe von Flandern, Valentina Visconti und Isabella von Bayern.

»Paris est alors à la croisée des chemins artistiques«, wie zusammenfassend betont wird (»Questions de style«, S. 303f.), und insbesondere durch das Aufeinandertreffen zweier Stile und Kulturkreise – der nordischen Kunst und der italienischen Frührenaissance – entwickelte sich jene internationale »Art Gothique«, die in andere Kapitalen Europas wie Mailand, Köln, Prag oder Budapest weitergetragen wurde.

Der Katalog schließt mit der englischen Besetzung der Stadt Paris infolge der politischen Katastrophen nach Azincourt (»Le temps des troubles et l'occupation anglaise«), die zu einem Exodus vieler Künstler führte. Eine umfangreiche Bibliographie sowie eine Liste aller ausgestellten Handschriften, gefolgt von einem Gesamtindex runden den besonders gelungenen Katalog ab.

Valeska KOAL, Paris

Bernard GUENÉE, *La folie de Charles VI Roi Bien-Aimé*, Paris (Perrin) 2004, 317 S.

Das Buch könnte die Erwartungen mancher Leser gleich doppelt enttäuschen, denn es versteht sich weder als Biographie noch soll darin über sechs Jahrhunderte hinweg eine weitere Ferndiagnose jener Geisteskrankheit erstellt werden, die den französischen König Karl VI. seit 1392 in Schüben heimsuchte und bis zu seinem Tod im Oktober 1422 ein persönliches Regiment zunehmend unmöglich machte. Nein, der Titel will genau und ganz gelesen sein: Gerade der »Roi Bien-Aimé« erweist sich mit fortschreitender Lektüre als Zentralbegriff von weitreichender Bedeutung.

Auch die Rezension könnte enttäuschen: Seit mehr als einem Jahrzehnt bespricht Unterzeichnender Guenées Publikationen in dieser Zeitschrift und stets fiel sein Urteil überaus positiv aus. Zugegeben, das andernorts bisweilen geübte kritische Zubeißen mag größeres Interesse finden und mehr Kurzweil bieten als das Prinzip variierender Eloge. Doch sie ist einmal mehr angebracht, hat der Autor doch mit dieser Monographie wiederum ein Meisterstück in Sache und Sprache vorgelegt. Und warum hier einmal mehr? Weil er ebenso klar und einfach wie präzise die richtigen Fragen in ganz konkreten Kontexten stellt und am Ende darauf überzeugende Antworten von eminenter historischer Tragweite gibt, die über das Thema hinaus Gründe für die Ausformung des spezifischen Profils der französischen Königsnation am Ausgang des Mittelalters erkennen lassen. Wie er von den Fragen mit Scharfsinn und Stringenz zu den Antworten findet, dies bereitet erneut jenes intellektuelle Vergnügen, welches den Rezensenten in seiner Überzeugung bestärkt, daß man in unserem Fach Vieles lesen muß, Guenée aber lesen darf. Und ihn selbst, in der deutschen Welt vollständigkeitsbeflissener Anmerkungsgelehrsamkeit aufgewachsen, im übrigen angesichts eines überaus »schlanken«, manch erwarteten Titel nicht aufführenden Apparats auch sich fragen läßt, ob jene Annotationserudition unabdingbar vonnöten ist, wenn es darum geht, eine neue These, eine Idee zu entwickeln; Schaden genommen hat das Ganze jedenfalls nicht, wenn im Zusammenhang mit der mehrfach erwähnten Absetzung des letzten Merowingerkönigs 751 etwa die neue Monographie von Josef Semmler unerwähnt bleibt.

Guenées erste Fragen zielen schlicht auf das Nächstliegende: Wie suchte man den Herrscher von seiner Krankheit zu befreien, worin sahen sie die Zeitgenossen begründet und was geschah, als sich die Aussichtslosigkeit einer Heilung mit jeder neuen Phase geistiger Umnachtung – er zählt, unter Vorbehalt, nicht weniger als 53 solcher Perioden – immer

deutlicher abzeichnete? (La maladie du roi: témoignages et réalités [S. 35–62]; cf. Annexe: Chronologie des crises et des rémissions de la maladie de Charles VI [S. 293–298]). Wie verhielten sich die Personen in Karls engster Umgebung – allen voran die Prinzen Philipp d. Kühne und Johann Ohnefurcht von Burgund sowie Ludwig von Orléans –, wie verhielt sich das Volk? Und dies zu einer Zeit, als im Reich und in England Monarchen abgesetzt wurden, als Giftanschläge derart zunahmen, daß man sie fast schon als Instrument fürstlicher Politik bezeichnen möchte?

Sie spielen denn auch eine Rolle im ersten von insgesamt drei Kapiteln, die besagte Bemühungen nachzeichnen: »L'échec des sorciers« (S. 63–98). Bereits kurz nach dem Ausbruch des Wahnsinns in den Wäldern bei Le Mans am 5. VIII. 1392 kam nämlich der Verdacht auf, Karl VI. sei vergiftet oder verhext worden, und so wurden (Gegen-)Zauberer, darunter Augustinereremiten und ein Weltgeistlicher, um Hilfe gebeten. Als indes deren *ars magica*, an die Hof wie Volk offensichtlich gewisse Hoffnungen knüpften, erfolglos blieb, war es um die Betroffenen geschehen. Zudem mußte Orléans' Gattin Valentina Visconti, der Zeitgenossen in diesem Zusammenhang die Ausübung von Hexerei und Magie unterstellten, Paris verlassen, war sie doch 1393 merkwürdigerweise die einzige vom König in seiner Umgebung geduldete Person gewesen; mit ihr schienen die dämonischen Künste aus Mailand und Lombardei – in französischer Sicht deren damalige Hochburgen – die Hauptstadt erreicht zu haben und dortige Tendenzen der Magie zu verstärken. Magie also ein (zusätzliches) Mittel, angewandt nach dem Motto, daß man es ja ruhig auf einige Versuche ankommen lassen könne, zumal bei negativem Ausgang eben die Ausübenden die Folgen zu tragen hätten – und das war's dann? Vielleicht für einige Befürworter am Hof in der Tat, nicht aber für unseren Autor: Tieferdringend zeigt er bei dieser Gelegenheit, wie sich die Magie seit dem 13. Jh. gleichsam als Kehr- und Nachtseite des intellektuellen Fortschritts hin zur Buchwissenschaft entwickelte und bis eben an die Höfe in einer Weise ausbreitete, die im Falle Karls VI. die gelehrte Welt in Kirche und Universität veranlaßte, gegen die *opinio vulgaris* auf den Plan zu treten: Nicht zufällig verdammt die theologische Fakultät der Pariser Hochschule 1398 magische Praktiken in 28 Artikeln; die daraus unmittelbar resultierenden neun Hinrichtungen sollten generell noch erhebliche Fernwirkung auf die Verfolgung und Verurteilung von Zauberei und Hexerei ausüben. (Dazu bereitet mein Schüler Peter Gorzolla eine – auf die Hauptstadt um 1400 zentrierte – Dissertation vor, unter dem Arbeitstitel »Magie, Aberglaube und deren Kritik im Frankreich des Spätmittelalters. Studien zu Jacques Legrand, Jean Gerson und Heinrich von Gorkum«.)

Spätestens hier gilt es einen Chronisten zu erwähnen, dessen nur scheinbar wohlbekanntes Werk erst Guenée in langjährigen Studien recht erschlossen hat (vgl. *Francia* 28/1, 2001, S. 388–391; 30/1, 2003, S. 384ff.): Michel Pintoin, der sogen. Religieux de Saint-Denis, bezog als Vertreter jener gelehrten Elite Position gegen die, wie gesagt, weitverbreitete Überzeugung, der Herrscher sei verzaubert oder verhext worden – eine königliche Majestät konnte ihm zufolge einfach nicht von einem Dämon besessen sein, nicht unter *amencia* oder *frenesia* leiden. Auch allgemein suchte er etwa bei Naturkatastrophen nach rational-natürlichen Erklärungen; hier trennen sich *opinion savante* und *opinion vulgaire*, hier zeichnet sich schemenhaft ab, daß die Natur eines Tages im menschlichen Denken autonomen Status erhalten wird – und der Leser ahnt angesichts solcher Exkurse, daß dieses Buch weit mehr bietet als dessen Titel verheißt.

Ebenfalls versagte alle Kunst der Ärzte bei dem königlichen Patienten – Thema des folgenden Kapitels »L'impuissance des médecins« (S. 99–145). Mit den Magiern wurden auch sie sogleich konsultiert; für Guenée Anlaß zu erneutem Hintergrundexkurs, nämlich einem kurz-konzisen Überblick über die Welt der Praktiker des Heilens und der gelehrten Ärzte, der *medici* und *physici* und besonders der an der Spitze letzterer stehenden *magistri regentes* und *non regentes* der Pariser medizinischen Fakultät: Da tut sich eine seltsam modern anmutende Welt der Eitelkeiten, des Geldes und des Buhlens um prestigeträchtige – sprich

fürstliche – Patienten auf. Doch ob nun junge ›Stars‹ wie Regnault Fréron oder das etablierte Universitätsmilieu, ob nun Priester- oder Laienärzte um den Herrscher Sorge trugen, ob man schließlich eine Art ›Érothérapie‹ (S. 141) in Person der die Königin von den sexuellen Anforderungen ihres Gatten entlastenden Odette de Champdivers oder eine von Jean Durant vertretene Form medizinischer Astrologie in Anwendung brachte, es endete alles im Fiasko. Daß gerade solcherart Versuche einem Michel Pintoin Unbehagen bereiteten, daß auch die Möglichkeit einer durch Karls VI. Mutter Jeanne de Bourbon in die königliche Dynastie eingebrachten Erbkrankheit für ihn kein Thema war, verwundert nicht; allein die ratlos herumlaborierenden Doktoren waren sich allesamt zumindest darin einig, daß jugendliche Ausschweifungen – übergroße sexuelle Bedürfnisse, die, wie gesagt, noch den Kranken trieben, und auch überspannte Turnieraktivitäten – mit für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich gewesen seien.

Ursachenforschung, die alsbald aber auch Land und Volk miteinschloß: Ein Michel Pintoin, eine Christine de Pizan riefen zur Absage an einen sündhaften Erdenwandel auf, der Gott stellvertretend den Herrscher strafen ließ, wie er auch ob des Großen Schismas und der Rolle des darin involvierten Königshofs erzürnt sein mochte. Umkehr sollte diesen gegenüber allen Anrufungen taubgewordenen Herrn des Himmels gnädig stimmen: Ein ›La surdité de Dieu‹ betiteltes Kapitel (S. 147–197) widmet sich dem dritten und letzten, ja letztmöglichen Weg, der umso entschiedener beschritten wurde, als Magier und Ärzte versagten; ein Weg, auf den sich jeder Einwohner des Königreichs betend, opfernd und vor allem in Prozessionen und als Wallfahrer begeben konnte: ›La folie de leur roi fut à l'origine d'un irrésistible élan de tous les Français vers Dieu‹ (S. 151). Man folgte also den von weltlicher wie kirchlicher Seite lancierten Aufrufen hierzu offenbar gern und zahlreich, denn gerade das Leiden ihres geliebten Herrschers verband die *regnicolae* mit ihm: ›La maladie de Charles VI a soudé les Français à leur roi. Elle a été une étape déterminante dans la construction du royaume très chrétien‹ (S. 178). So wurden denn auch königsnahe, symbolträchtige (und für den Verfasser einmal mehr exkursverleitende) Orte wie die Kathedrale Notre-Dame oder die Abtei St-Denis bevorzugt aufgesucht: ›La maladie de Charles VI avait entraîné les foules de fidèles vers des lieux où Dieu et le roi étaient inséparables‹ (S. 177).

Und als auch diese im übrigen mit Bitten um Wiedererlangung der kirchlichen Einheit verbundene, doch auch von Judenvertreibungen und erneuerten strengen Blasphemiebestimmungen begleitete ›ferveur religieuse‹ (S. 192) ebenfalls keine Wirkung zeitigte, als zudem noch offener Kampf zwischen Burgund und Orléans/Armagnac den Hof, die Hauptstadt und das Königreich erschütterte, als die Wiederaufnahme des sogen. Hundertjährigen Krieges durch Heinrich V. von England 1415 zur französischen Katastrophe bei Azincourt führte, da schien jene Verhöhnung Karls VI. als ›fou (*vesanus*), inutile (*inutilis*) et captif (*captivus*)‹ (S. 210) durch Kriegersleute des Herzogs von Orléans 1411 nicht mehr strafenswert, sondern treffend und damit die Deposition des Königs als einzige Konsequenz zwingend nahelegen. (Möglicherweise war Ludwig von Orléans von seinem Rat Guillaume Fillastre d. Älteren im Zusammenhang mit dem Schicksal des letzten Merowingerkönigs 751 schon früher auf das Recht des Papstes zur Monarchenabsetzung aufmerksam gemacht worden, was im übrigen des Herzogs stete Unterstützung für Benedikt XIII. miterklären könnte. Allein Fillastres erster öffentlicher Hinweis darauf rief auf einer Pariser Synode im Dezember 1400 einen zu sofortigem Zurückweichen nötigen Skandal hervor [S. 230f.]).

Daß Guenée den Sachverhalt zu einem Überblick über spätmittelalterliche Herrscherabsetzungen und Fürstenmorde nutzt, erstaunt bei seiner Vorliebe für Exkurse wenig. (Generell dürften sie manche Leser als störende Einschübe empfinden, andere wiederum als vertiefende Hintergrundinformation begrüßen.) Mehr erstaunt hingegen, daß er – Kenner auch deutschsprachiger Literatur – hier nicht die Studie von František Graus berücksich-

tigt: »Das Scheitern von Königen: Karl VI., Richard II., Wenzel IV.« (in: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich, hg. v. R. Schneider [Vorträge u. Forschungen 22], Sigmaringen 1987, S. 17–39). Ich habe indes den Eindruck, daß dies nicht aus Unkenntnis, sondern eher aus widerspruchsvermeidender Höflichkeit gegenüber einem von französischen Mediävisten hochgeschätzten ehemaligen Kollegen geschieht, der zwar betonte, daß die Maßnahmen gegen Wenzel und Richard II. »keine wirkliche Parallele ... in Frankreich« hatten (S. 23), dann aber die Geschehnisse um Karl VI. doch in einen ähnlich verschatteten Krisenzusammenhang stellte, welcher dagegen für Guenée aus gleich drei Gründen zu überaus positivem Ausgang führte – das Thema der beiden nächsten Kapitel »Un roi inutile et indispensable« und »Le roi, le royaume, la royauté« (S. 199–236, 237–262). Zum ersten hatte das Königreich im Verlauf des 14. Jhs. eine Entwicklung hin zur Entmachtung, ja Ohnmacht adeliger wie nichtadeliger Schichten genommen, welche bis auf den Herrscher selbst als Faktor von Gewicht allein die königlichen Verwandten übrigließ, die sich aber seit 1404 ihrerseits zunehmend offen bekämpften. So fehlte diesem wohladministrierten Land ein politischer Unterbau, was die Spitze zu einer »tête hypertrophiée« machte: »Le destin du royaume dépendait tout entier du roi. La maladie de Charles VI avait posé un problème insoluble. Le roi inutile n'a pas été déposé parce que personne, ni hors du royaume ni dans le royaume, n'avait les moyens juridiques ou politiques de le déposer, ni même de gouverner à sa place« (S. 232). Dies erklärt sich auch durch ein weiteres Moment, durch den mit dem hl. Öl zu Reims gesalbten und damit unantastbaren Herrscher: »On sait la place que le sacre a prise dans l'épopée de Jeanne d'Arc. On est moins conscient de cet autre miracle du sacre que fut la non-déposition de Charles VI« (S. 234). Aus beidem erschließt sich der Sinn der ersten der zwei zitierten Kapitelüberschriften, denn in der Tat: »Charles VI fut un roi inutile et une présence indispensable« (S. 235). Und zum dritten bleibt unter Rekurs auf das weiter oben Gesagte festzuhalten: »Charles V avait été respecté de l'élite pour sa sagesse. Charles VI fut aimé du peuple pour sa folie. L'élite parla de Charles V le Sage, le peuple de Charles VI le Bien-Aimé. Oublier ce surnom serait se priver de la clé qui permet de comprendre, en dernière analyse, l'exception française« (S. 236).

Nein, Rezensent macht es sich keineswegs bewußt einfach mit einer Wiedergabe des Inhalts und nunmehr einer Zitatenreihung: Es gilt auch die einleitende Behauptung von einem »Meisterstück in Sache und Sprache« zu belegen. Manch deutschen Kollegen, Meister schwerlastig-hypotaxentürmenden Stils, ließe sich diese unpräzise-klare Sprache als Vorbild und Ideal anempfehlen, doch solche Eleganz und Leichtigkeit des geschliffenen Worts – sie verdankt sich natürlich auch einer Sprachkultur und -tradition von Rang – ist zudem das Ergebnis intellektuellen Durchdringens und Beherrschens der Materie selbst; erst dies läßt das Schwere leicht erscheinen. Zudem hat die intensive Beschäftigung mit dem Werk des Religieux de St-Denis Guenée zum Philologen in des Wortes eigentlichem Sinn werden lassen, wie nun auch hier die einleitenden Wortfelduntersuchungen (»La maladie du roi: Les mots pour la dire«, S. 23–34) oder die abschließenden Beobachtungen zur »Exaltation de la royauté« (S. 251–262) im Spiegel der Chronik des Michel Pintoin zeigen, der noch lange Jahre nach 1392 von der königlichen *majestas* spricht, doch nach 1415, als Katastrophen und Unheil überhandnahmen und solche Vorstellung hinfällig machten, stattdessen die *auctoritas regia/regis* in den Vordergrund stellt. Beides aber, *majestas* wie *auctoritas*, umhüllte gleichsam als Amtsdignität schützend die unnütz werdende, dahinschwindende Person Karl VI.

Mit ihrer teuer erkauften, da mit Not und Zerstörung einhergehenden unverbrüchlichen Treue und Liebe zu einem leidenden Herrscher retteten die Untertanen des Königs das Königreich: »Enfin, ce trop grand amour que les sujets de Charles VI lui avaient porté permit au royaume, face à la menace anglaise, tout simplement de survivre. Jeanne d'Arc a certes été le miracle dont la France avait besoin. Mais la cohésion du royaume avait survécu grâce à un premier miracle tout aussi inexplicable, par l'amour obstiné que les Français avai-

ent voué à leur roi malade« (S. 271): mithin die Rettung des Landes aus dem Geist der (vermeintlichen) Schwäche, der Mitmenschlichkeit und Liebe, der sich aus mehr als eben nur *compassio* nährte (wie man schon im 18. Jh. irrig meinte), da er als »credo fundamental de la religion royale« (S. 270) über die Person des Königs hinaus strukturerhaltende und -stärkende Valenz entfaltete.

Ein erstes Wunder, gefolgt also von einem zweiten, Jeanne d'Arc genannt. Vor fast vier Jahrzehnten las sich das bei Guenée indes noch etwas anders, da er feststellte: »L'apparition de Jeanne d'Arc n'est pas un miracle, c'est un aboutissement« (État et nation en France au Moyen Age, in: RH 237, 1967, S. 17–30, Zitat: S. 29): Endpunkt und Ergebnis einer Entwicklung, die sich – so Guenée – schon in den Katastrophen des 14. Jhs. abzeichnete, als, den Niederlagen von Crécy und Poitiers zum Trotz, die Franzosen ein anti-englisch inspiriertes Traditions- und Gemeinschaftsgefühl einte, welches sie dann auch – so möchte man hinzufügen – die Zeit Karls VI. bestehen ließ. Daß damals aber ausgerechnet die Zuneigung für diesen schwerste Krisen auslösenden, wahnsinnigen König zum existentiell bindenden Ferment wurde, stellt ein Paradox, mehr noch: stellt am Ende, *sit venia verbo*, in der Tat schon ein struktursicherndes Wunder dar.

Solcher Umstand brauchte allerdings, worauf Guenée selber hinweist (S. 225f.), eigentlich erst von 1404 an volle Wirkkraft zu entfalten, als nach dem Tod des Burgunderherzogs Philipp d. Kühnen jene bekannten, fatalen Ereignisse ihren ungehemmten Lauf nahmen, die u. a. nach Azincourt und Montereau führten. Die Hauptstadt um 1400 dagegen spiegelte noch die Potenz der ressourcenreichsten Macht im lateinischen Europa der Zeit – auch dieses Phänomen will übrigens in unserem Zusammenhang hinreichend gewichtet sein –, und eine Ausstellung im Louvre »Paris 1400. Les arts sous Charles VI« vermittelte davon, ungeachtet aller Verluste, einen überwältigenden Eindruck (vgl. auch die einleitenden Beiträge von Guenée und Colette Beaune im Ausstellungskatalog, S. 19–25). Sie war im Frühjahr 2004 zu sehen, zudem fand zwischen April und September desselben Jahres gleich eine Reihe weiterer Ausstellungen zur Kunst an den Höfen der königlichen Verwandten Berry (Chantilly, Bourges), Burgund (Dijon) und Orléans (Blois) statt – »und niemand weiß genau warum« allesamt in diesem (Nichtjubiläums-)Jahr 2004, bemerkte dazu eine deutsche Zeitung (FAZ, 16. IV. 2004). Wenn man dem – erfreulichen – Phänomen einen Sinn unterlegen müßte (doch warum eigentlich?), dann vielleicht eben den des »solstice« 1404. Ungleich wichtiger ist, daß uns genau 600 Jahre später ein kluger Kopf erklärt, warum allen folgenden Verwerfungen und Brüchen, Krisen und Niederlagen zum Trotz ausgerechnet diese Zeit dank eines wahnsinnig gewordenen, doch von seinem Volk geliebten und darob nicht abgesetzten Königs zu einer entscheidenden Etappe in der Ausformung der Königsnation wurde.

Heribert MÜLLER, Frankfurt a. M.

Jacques PAVIOT, *Les ducs de Bourgogne, la croisade et l'Orient (fin XIV^e siècle–XV^e siècle)*, Paris (Presses de l'Université de Paris-Sorbonne) 2003, 394 S. (Cultures et civilisations médiévales).

Diese Besprechung verlangt dem Rezensenten schon einiges ab, bis hin zur Selbstverleugnung. Sicher, man weiß natürlich um Vorläufigkeit und Veralten von Erkenntnissen in der Wissenschaft, schließlich ist ja ständig von sinkenden Halbzeitwerten des Wissens die Rede. Doch man denkt sich im stillen, dies gelte eher für Medizin und Naturwissenschaften als für unsere Disziplin, und ganz heimlich gar hofft der Mediävist, daß er auf dem weiten Feld mittelalterlicher Geschichte hie und da doch noch *monumenta perennia* errichten kann, leichter jedenfalls als auf den von Hundertschaften betriebsamer Neuzeit- und Zeithistoriker frequentierten Baustellen der Klio. So denkt und hofft man